



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Verschertzte Gnade.

meinen Patienten! Ich traf ihn noch lebend an, doch so schwach und elend, daß jede Stunde die letzte sein konnte. Er mochte etwa 40 Jahre alt sein und litt an Lungenschwindsucht. O wie froh war er, als er mich, den katholischen Priester, erblickte! Seine Gesinnung war die denkbar beste; er verlangte gar sehr nach der hl. Taufe, und war sofort bereit, sein zweites Weib zu entlassen. Nachdem ich ihm den nötigen Unterricht erteilt, und Akte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, der Reue und Hingabe an Gottes heiligen Willen mit ihm erweckt hatte, taufte ich ihn auf den Namen „Josef.“

Der Neugetaufte dankte Gott von ganzem Herzen für die hl. Taufgnade; für diese Welt hatte er keinen Wunsch mehr, mit dem greisen Simeon konnte er vielmehr jetzt sprechen: „Nun, o Herr, entlässest du deinen Diener in Frieden!“ Gerührt nahm ich von ihm Abschied, ihn der Obhut seines großen heiligen Schutzpatrones empfehlend.

Kaum war ich eine halbe Stunde von seiner Wohnung weg, da hauchte er schon seine Seele aus. O, wie dankte ich, als ich davon hörte, dem lb. Gott, daß er mir Tags zuvor den Gedanken eingegeben, sofort zu diesem Kranken zu gehen. Hätte ich mit dem Ausbruch bis zum nächsten Morgen gewartet, so hätte ich ihn nicht mehr lebend getroffen. Wohl hatte ich auf dem Wege allerlei Strapazen zu bestehen gehabt, doch das war jetzt alles vergessen. Ich hatte wieder eine unsterbliche Seele für den Himmel gewonnen; und im Vergleich damit ist alles andere nichts.

Der scherzte Gnade.

Von Br. A. W. W. u. , O. C. R.

St. Jsidor. — Als ich vor 3 Jahren im Auftrag meiner Obern als Schaffner hieher kam, mußte ich zugleich die Mühle übernehmen. Dadurch wurde ich schnell mit allen umwohnenden Kaffern bekannt. Denn auch der Schwarze findet bald heraus, daß eine gute, mit französischen Steinen arbeitende Mühle doch ein ganz anderes Mehl liefert, als ein Kaffernweib, das eigenhändig die harten Maiskörner mühsam zwischen zwei Steinen zerreibt. Dazu kommt dann noch ihre betannte Neugierde. Sobald sie nämlich hören, es sei ein neuer induna (Schaffner) auf der Station angekommen, so bereit sich alles, ihn kennen zu lernen. Man muß doch wissen, wie er aussieht, wie er sich gegen die Schwarzen benimmt, und vor allem, ob er auch gehörig kaffrisch kann.

So war es auch hier. Jeden Augenblick kam ein anderes mit einem kleinen Quantum Mais auf dem Kopfe daher, um dafür etwas Mehl einzutauschen. Die Hauptlieferanten waren natürlich kleinere und größere Mädchen, sowie die Weiber. So ging es oft den ganzen Tag fort, wie in einem Kaufladen.

Eines Tages nun, da ich eben wieder am Mahlen bin, klopf es an die Mühltüre. Ich schaue nach und finde da einen Mann mit einem heidnisch gekleideten Mädchen, welches etwa 18 bis 20 Jahre alt sein mochte. Der schon etwas ältere Mann war nach europäischer Art gekleidet. Zu meiner nicht geringen Verwunderung redet mich nun das Mädchen mit den Worten an: „Sakubona Mahlaba, wir haben dich gesehen, Maschlaba!“ Zur Erklärung dieses Grußes muß ich nun etwas weiter ausholen:

Es ist nämlich bei den Kaffern Brauch, jedem Weißen, mit dem sie öfters in Verkehr kommen, einen

eigenen kaffrischen Namen zu geben. Europäische Namen sind ihnen zu fremd; man kann sie ja vielfach kaum aussprechen, geschweige denn etwas Vernünftiges dabei denken; also weg damit! Ein kaffrischer Erjab ist schnell gefunden. Hat doch der Schwarze eine eigene Gabe, dem Weißen einen neuen, ganz charakteristischen Namen zu geben. Er studiert dabei sein Aeußeres, seine Haltung, seinen Gang, sein ganzes Benehmen, und bald ist von irgend einem Schlaupf der neue Name gefunden, der von allen übrigen sofort mit Jubel akzeptiert wird.

Ich selbst erhielt nun in Reichenau, wo ich zehn Jahre lang war, kurze Zeit nach meiner Ankunft den Namen „Mahlaba“ (sprich Maschlaba), d. h. der mit dem scharfen, durchbohrenden Blick. Und dieser Name blieb mir auch fortan. Es waren über 100 Kinder auf der Station, und außerdem kam ich als Schaffner mit einer Unzahl von Kaffern in Verkehr, allein kaum zehn davon kannten meinen eigentlichen Namen. Zuweilen kam es vor, daß ein Bruder oder eine Schwester ein Kind fragte, wo Bruder Avelinus sei. Die Antwort war: „Angimazi, den kenne ich nicht! Den Mahlaba dagegen kannte jedermann. Oder wagte jemand einem Schwarzen gegenüber zu behaupten, dies sei nicht mein Namen, so bekam er sicher als Antwort zurüch: „u Mahlaba impela, Maschlaba heißt er in der Tat!“

Also, in Reichenau war ich bei jung und alt der Mahlaba, allein hier, in St. Jsidor, kannten mich die Schwarzen unter diesem Namen noch nicht. Daher meine Verwunderung, als mich das erwähnte Mädchen mit den Worten begrüßte: „Sakubona Mahlaba!“ Auf die Frage, woher sie mich denn kenne, erzählte sie mir, sie sei früher in der Kleinkinderbewahranstalt in Reichenau gewesen; von dort hätten sie ihre Eltern nach Hause geholt und später an diesen Mann hier verheiratet. Natürlich stellte ich sie nun zur Rede, weshalb sie denn heidnisch gekleidet sei, während ihr Mann europäische Kleidung trage; ferner frug ich, ob sie getauft und mit ihrem Manne kirchlich getraut sei? Da kamen nun schöne Dinge zum Vorschein! Sie sagte, sie sei getauft und heiße Anna Maria, nach und nach gestand sie, auch ihr Mann sei ein ikolwa (Christ), habe sogar schon gebeicht und kommuniziert, sei aber seit sechs Jahren nicht mehr zu den hl. Sakramenten gegangen und sie seien nicht vor dem Priester getraut worden. . . .

Nun hielt ich natürlich beiden eine gehörige Standrede und forderte sie auf, die Sache schleunigst gut zu machen, wieder zu den hl. Sakramenten zu gehen und vor allem ihre Ehe kirchlich einsegnen zu lassen. Da erwiderte der Mann ausweichend, er könne es nicht, und zuletzt gestand er mir, er sei schon mit einer katholischen Frau rechtmäßig verheiratet, allein sie sei ihm davongelaufen und darum habe er diese hier zu sich genommen. —

„Wie“, fragte ich entsetzt, „wenn du nun in einem solchen Zustande sterben müßtest, wohin kämest du dann?“ — Die trostlose Antwort war: „In die Hölle, und zwar noch tiefer als die Heiden; das weiß ich recht wohl.“ — „Darum gehe zum umfundisi (Missionär) und mache die Sache gut, solange es noch Zeit ist. Oder fürchtest du die Hölle und den Teufel nicht?“ — „O, ich fürchte sie gar sehr, ngiyamsaba impela!“

Doch nun war es Zeit, daß ich wieder bei der Mühle nachsah, ob alles in Ordnung sei; ich ging also hinein mit den Worten: „Kommt am nächsten Sonntag

zur Kirche nach Mariathal, da können wir dann mehr miteinander reden als heute!"

Als ich nach einer Weile wieder herauskam, waren beide noch da. Der Mann saß traurig am Boden; man sah ihm an, daß meine Worte bei ihm eingeschlagen hatten, und daß nun die Gnade Gottes an seinem Herzen klopfte. „Bruder, bete für mich“, sprach er ernst. — „Das will ich schon tun, du mußt aber auch beten.“ — „Der Teufel läßt mich nicht beten; übrigens kann ich es auch nicht mehr, denn ich habe alles vergessen.“ — „Aber das Vaterunser und Ave Maria wirst du doch noch kennen?“ — „Nein, auch das hab' ich vergessen.“ — Auf die Versicherung der Frau, sie könne das Ave Maria noch, ermahnte ich sie, sie sollten es zusammen fleißig beten und sich überhaupt mit rechtem Vertrauen an die Mutter Gottes wenden. Wenn sie

Es half alles nichts; die ständige Antwort war: „Zuerst muß ich Geld verdienen, um meine Schulden beim umlungu (Weißer) zu bezahlen.“ — „So bete wenigstens jeden Tag ein Ave Maria.“ Er versprach es und schied sodann auf Nimmerwiedersehen.

Die Frau kam noch öfters mit ihrem Mais zur Mühle. Auf meine Frage, wie es ihrem Mann gehe, erwiderte sie: „Es geht ihm gut; er hat mir schon 3 Lstr. (60 M.) von Johannesburg geschickt, und wenn er 9 Lstr. beisammen hat, will er wieder zurückkommen. Das lautete ja sehr tröstlich, doch als ich sie nach einigen Monaten wieder fragte, fing sie zu weinen an und sagte: „Mein Mann ist plötzlich in Johannesburg gestorben. Gott hat ihn gestraft, so wie du es ihm angedroht hast.“ —

Ich tröstete die arme Frau, so gut ich konnte



Ein Stück Urwald in der Nähe von Courdes.

nur jeden Tag ein gutes Ave Maria beteten, würde schließlich alles wieder recht werden, doch sollten sie am nächsten Sonntag zur Kirche gehen und das Weitere mit dem P. Missionär abmachen. Damit schieden sie.

Des anderen Morgens standen beide wieder vor meiner Mühltüre. Meine erste Frage war, ob sie das Ave Maria gebetet hätten. Sie sagten ja, aber es sei schwer gegangen. Ich sprach ihnen Mut zu und ermahnte sie nochmals, zur Kirche und zum P. Missionär zu gehen. Da rückte nun der Mann mit der Erklärung heraus, er gehe nächstens nach Johannesburg, um sich Geld zu verdienen und seine Schulden zu bezahlen. Wenn er zurückkomme, wolle er seine Sachen in Ordnung bringen. Natürlich versuchte ich alles mögliche, ihn von diesem unseligen Gedanken abzubringen; umsonst. Ich beschwor ihn, die angebotene Gnade zu benutzen, und die schöne Gelegenheit, sich mit Gott wieder auszuöhnen, ja nicht vorübergehen zu lassen. Gott möchte ihn sonst strafen und ihn in der Fremde ohne die hl. Sacramente hinstirben lassen. . . .

und wies sie neuerdings an den P. Missionär. Sie tat es auch, und da stellte es sich nun heraus, daß sie noch gar nicht getauft war, weshalb sie den Katechumenen beigelegt wurde. Zum Schluß bitte ich alle unsere geehrten Leser und Leserinnen um ein Ave Maria für diese Frau. So viele tausend Ave, so rechne ich, können doch unmöglich ohne gute Wirkung bleiben.

Wir stellen oft an unsere Leser die Bitte um materielle Unterstützung unserer Mission, gestehen aber offen, daß uns und unsern lieben Schwarzen das geistige Almosen des Gebetes noch in viel höherem Grade vonnöten ist. Wie vorliegende Geschichte zeigt, sind gerade die vielen Wanderungen und überhaupt der häufige Wohnungswechsel eine Hauptgefahr für unsere Neubekehrten und Katechumenen. Gar oft wird ein Kind von den heidnischen Eltern wieder aus der Schule geholt, und andere ziehen in entlegene Gegenden fort, wo sie kein Mensch kennt, oder wo weit und breit kein katholischer Missionär zu finden ist. Denkt man sich dann dazu noch die heidnische Umgebung und

die persönliche sittliche Schwäche mit allen ihren Arm-seligkeiten und Versuchungen, so ist manches bald erklärt. Da kann nur eines helfen: die Gnade Gottes, letztere aber wird verdient durch inbrünstiges und beharrliches Gebet. Leider beten die in solchen Gefahren Lebenden persönlich nicht, oder viel zu wenig. Wo sind nun die gläubigen Seelen zu finden, die da helfend einspringen? —

Komm, wir wollen zu den Amaroma gehen!

Reichenau. — Es war im Juni 1906, als mich ein Telegramm ganz unerwartet nach Reichenau rief, wo auf kurze Zeit eine dringende Arbeit meiner harrte. Da eben das hohe Fronleichnamsfest einfiel, und außerdem der Ehrwürdige Vater kam, um verschiedenen Neubekehrten die hl. Sakramente der Taufe und Firmung zu spenden, so reichte sich ein Festtag an den andern, wobei mir jedesmal die ungesuchte Ehre zuteil wurde, am Altare zu dienen.

Kurz darauf schickte mich der Bruder Schaffner mit zwei schwarzen Arbeitern nach einem eine gute Wegstunde von Reichenau entfernten Wald, um daselbst Holz zu fällen. Eine liebere Arbeit hätte ich mir gar nicht wählen können. Die beiden Schwarzen aber waren noch Feuer und Flamme wegen der wunderschönen Zeremonien, die sie während der letzten Tage geschaut hatten, und bestürmten mich mit endlosen Fragen. Alles wollten sie wissen, was dies und jenes bedeute; namentlich interessierten sie auch die äblichen Insignien: Ring, Stab und Mitra. Zum Glück konnte ich ihnen über all dies genauen Aufschluß geben, und so wurden wir bald gute Freunde.

Später rückten sie mit der Frage heraus, ob es einem Christen erlaubt sei, Bier (utshwala) zu trinken. „So lange es mit Maß geschieht“, entgegnete ich, „ist es nicht verboten.“ — „Trinkst du selber auch Bier?“ — „Ich trinke keines, schon aus dem einfachen Grunde, weil ich keins habe.“ Dies Wort, das ich so leicht hingeworfen, gab dem einen der beiden Arbeiter zu denken. Die Folgen sollte ich bald sehen:

Als wir nämlich am folgenden Tag unsere Mittagspause machten, und ich mich eben etwas zurückgezogen hatte, um ungestört meine Tagzeiten beten zu können, ertönte plötzlich ein lauter Freudenruf. Ich solle doch schnell kommen, rief mir der ältere meiner beiden Arbeiter, Augustin mit Namen, zu. „Sieh nur“, sagte er, „hier hast du Bier! Meine Frau hat es soeben gebracht, und ich habe es eigens für dich bereiten lassen!“ — Unter solchen Umständen durfte ich doch den guten Leuten keinen Korb geben. Ich nahm also eine reine Tasse, die ebenfalls dabei stand, und füllte sie mit dem schäumenden Bier. Nachdem ich davon getrunken, und der Vortrefflichkeit ihres Getränkes die geziemende Anerkennung spendet hatte, reichte ich ihnen den Rest dankend zurück. Doch das wollten sie um keinen Preis gelten lassen. Nein, die ganze Ukamba — ein Gefäß, aus dem sich sechs Dreifcher satt trinken könnten — gehöre mir und ich müßte sie selbst austrinken. Erst meine Erklärung, das Bier sei zwar sehr gut, allein es sei mir zu ungewohnt, und ich fürchte seine heraufschende Wirkung, beruhigte sie. Nun griffen sie selber wacker zu, und in kurzer Zeit war die Ukamba bis zur Nagelprobe geleert. So engherzige Befürchtungen wegen des etwaigen Zuvielbessimmens gab's bei ihnen nicht; außerdem

waren sie ja zu dreien, denn die Frau durfte auch mittun.

Da mir letztere durch ihre saubere Kleidung und ihr anständiges Benehmen auffiel, fragte ich sie, ob sie etwa bei uns die Schule besucht habe. Sie antwortete: „O nein; ich komme weit her. Meine Heimat ist droben im Sululand.“ „Wie kommst du dann hierher?“ — „Ja, das ist eine ganz merkwürdige Geschichte; das kam so:

Mein Mann war noch Heide, als wir im Sululand lebten; ich selbst aber war eine Protestantin. Wenn ich nun Sonntags in die Kirche ging, wurde mein Mann jedesmal schrecklich zornig, sodaß mich während des Gottesdienstes beständig der Gedanke plagte: was wird es wohl wieder geben, wenn ich nach Hause komme?“

Hier unterbrach sie Augustin, ihr Mann, mit den Worten: „Komm, laß mich das selbst erzählen, denn das weiß niemand besser als ich. Ja, es ist wahr, so oft meine Frau zur Kirche ging, wurde ich ganz rasend vor Zorn. Weshalb, kann ich eigentlich selbst nicht sagen; aber ich konnte nun einmal dieses Kirchenlaufen nicht leiden und oft glaubte ich vor Wut, meine Frau umbringen zu müssen. Nun geschah es eines Tages, daß ein Mädchen zu uns kam, das die Schule in Mariannahill besucht hatte. Dieses wußte nun so viel Gutes und Schönes von den Amaroma zu erzählen, daß meine Frau, wie sie selbst sagte, vor Sehnsucht nach diesen Leuten ganz verschnachtete. Wenn sie nur einen Vogel fliegen sah, rief sie ihm zu: „O wenn ich nur Flügel hätte wie du! Vögelein, flieg hin nach Mariannahill und grüße mir die Amaroma!“ Ich aber achtete wenig auf all diese Reden; doch es sollte anders kommen.“

Hier fiel ihm Kunigunde, das Weib, in die Rede und führte die Erzählung weiter: „Mein Mann fiel auf einmal in eine eigentümliche schwere Krankheit. Ich weiß heute noch nicht, was ihm eigentlich fehlte, allein er saß den ganzen Tag, den Kopf in beide Hände und die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, da, und ich hatte die größte Mühe, ihn ein wenig vor die Türe und an die Sonne zu bringen. Er war schon über ein Jahr krank und von Besserung seines sonderbaren Zustandes war noch wenig zu sehen. Als er nun eines Tages in seinem Glend wieder so vor der Türe lag, sagte er plötzlich: „Weib, hole mir einen Wagen! Ich will fort von hier! Wir wollen zusammen zu den Amaroma am Polela ziehen; mein Herz jagt mir, dort würde mir geholfen!“ — Ich hätte bei diesen Worten laut aufjubeln mögen. Also zu den Amaroma wollte nun plötzlich mein Mann selber ziehen. O welch' glücklicher Gedanke! Wer hatte ihm doch dies in den Sinn gegeben? — Und dennoch konnte ich seinen Wunsch, einen Wagen zu holen, nicht erfüllen, denn wir waren inzwischen arm geworden. Wollten wir also nach dem Polela ziehen, so mußten wir den weiten Weg — es waren mehrere Tagreisen — zu Fuß machen. Ich selbst wäre, wie ich glaubte, bis ans Ende der Welt gelaufen, wenn ich nur hätte zu den Amaroma kommen können, aber mein kranker Mann? — Dennoch machte auch er sich auf den Weg. Eine Strecke weit konnten wir die Bahn benutzen, und dann begann die lange, mühsame Wanderung über Berg und Tal. Mein Mann schleppte sich armfelig mit seinem Stecken fort, ich aber trug den Kochtopf, die Decken und unsere übrigen kleinen Habseligkeiten auf dem Kopf. Endlich